Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 45 (1965-1966)
Heft: 10

Artikel: Churchill und die Gewaltherrscher seiner Zeit
Autor: Eucken-Erdsiek, Edith
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161778

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Churchill und die Gewaltherrscher seiner Zeit

EDITH EUCKEN-ERDSIEK

Spätere Zeiten werden wahrscheinlich im Vordringen der Diktaturen und in dem der freien Welt dadurch aufgezwungenen Verteidigungskampf ein wesentliches Merkmal unseres Jahrhunderts sehen. Die Kraft, die sich in den Diktaturen zusammenballt, ist so massiv, daß, um ihnen standzuhalten, Individuen von ganz besonderem Wuchs notwendig sind.

Eine solche Figur — erstaunlich unter den gegebenen Bedingungen — war Winston Churchill. Dieser Nachkomme des großen Feldherrn Marlborough schien in der Tat weniger ein Mensch unserer Tage zu sein als der Sohn einer Zeit, in der das Leben noch stärkere Farben und größere Gegensätze hatte. Man hat oft gesagt, daß er am besten in das elisabethanische Zeitalter gepaßt hätte, in jenes alte England, in dem die Lust an frischen Taten überschäumte, der Weg zu jedem Abenteuer offenstand. Selbstherrlich lebte damals noch die Individualität, und in direktem Zugriff waren die Dinge dieser Welt zu packen. Weit ist der Weg von dort bis zu unserer Zeit der hundertfach unterteilten Verantwortungen und der komplizierten Apparaturen.

Die Umstände, in die Churchill hineingeboren wurde, entsprachen ihm nicht. Aber er hat nicht viel danach gefragt. Breitbeinig hat er sich mitten in die Kämpfe und Wirren der Gegenwart gestellt — das Kinn energisch herausgereckt, wie es seine Art war. Er hat seiner Zeit gedient, er hat mir ihr gerungen. Und er hat ihren ganzen Widerstand erfahren — nicht nur den harten, feindseligen Widerstand, bei dem die Funken sprühen, sondern den noch schlimmeren, den zähen Widerstand der Flauheit, der hassenswerten Gleichgültigkeit, die durch nichts aufzurütteln ist.

Einzelgänger von vornherein, viel verkannt, viel angegriffen, mitunter verlacht, hat er trotz seinen frühen und großen Erfolgen in langen, entscheidenden Jahren abseits stehen müssen. Spät und schwer ist er an die höchste Stelle gelangt, um nach erkämpftem Siege gestürzt zu werden und erst in hohem Alter in sein Amt zurückzukehren. Aber die Zeit, die ihm so oft und so bitter widerstand, hat ihm doch andererseits die Möglichkeit gegeben, sich in einer Weise zu erfüllen, wie es nicht oft einem Menschen beschieden ist.

In seiner Jugend lebte Churchill in einem solchen Sturm dahin und setzte sich so großen Gefahren aus, daß ein früher Biograph nicht wagte, ihm ein langes Leben vorauszusagen. Aber Churchill ist sehr alt geworden. Und Altgeworden-Sein in unserer Zeit, heißt einen ständigen Wandel, ja einen völligen

Umbruch aller Verhältnisse erlebt haben. Wenn das nicht leicht war, so war es auf jeden Fall interessant. Aber Churchills Leben war nicht nur lang, es war in mehr als einer Hinsicht ungewöhnlich und, indem es immer wieder den ganzen Menschen forderte, die Art von Leben, die zu ihm paßte. Von Anbeginn standen ihm viele Wege offen. Er konnte sich seine Aufgabe selber wählen, und entschlossen, für große Dinge zu leben, setzte er sich am liebsten dort ein, wo es heiß zuging, und gelangte so nach und nach zu der höchsten und schwersten Aufgabe, die die Zeit zu vergeben hat: Er kämpfte gegen die Diktatoren. Dafür war er geboren. Daß aber seine Zeitgenossen so wenig dafür geboren waren, macht die Spannung, das schmerzliche Dilemma seines Lebens aus.

Churchill hat auch schwere, verhängnisvolle Fehler gemacht. Wenn er bestimmten Zeittendenzen widerstand, so haben ihn — impulsiv wie er war — gelegentlich andere Versuchungen unserer Zeit überwältigt. Mit der Gefahr, die in Hitlers Diktatur lag, ist Churchill fertig geworden. Die Bedrohung durch den Kommunismus aber ist noch im Wachsen, wie er selbst zu spät erkannt, aber immer noch früher als andere begriffen hat. Indessen — kein entschlossenerer Gegner ist den Diktatoren in unserer Zeit entstanden. So ist die Geschichte seines Lebenskampfes, seiner Taten und seiner Irrtümer wohl wert, erzählt zu werden.

Unbändigkeit und Tradition

Winston Churchill ist von der Seite des Vaters her Engländer — von der Seite der Mutter Amerikaner. Man hat der amerikanischen Erbschaft jene Robustheit der Energien zugeschrieben, durch die er sich von vielen seiner Landsleute unterschied. Aber der würde fehlgehen, der in Churchill nicht in erster Linie den bewußten Engländer sähe. Churchill war Patriot — kein engstirniger Nationalist, wohl aber ein Mann, für den die Zugehörigkeit zu seinem Lande eine ernste Verantwortung einschloß. Engländer zu sein hatte für ihn einen sehr genauen Sinn.

Beide Eltern waren bedeutend. Sein Vater, Lord Randolph Churchill, war einer der führenden Politiker der viktorianischen Ära. Von hohen Gaben, lebenssprühend, eigenwillig und ungestüm hielt er unentwegt an Idealen fest, für die er sich einmal entschieden hatte, und büßte das damit, daß er auf der Höhe seines Wirkens vorzeitig außer Gefecht gesetzt wurde. Von seiner Mutter, die schön, geistvoll, ehrgeizig war, hieß es, daß sie sich leuchtend von jeder Umgebung abhob, in die sie gestellt war. Sie habe die Augen eines Panthers gehabt.

Beiden Eltern muß etwas Unbändiges zu eigen gewesen sein. Und das kulminierte in dem Sohn, der als Knabe für den ungezogensten Jungen galt, den

man sich erinnerte, gesehen zu haben. Aber diese Unbändigkeit war ein Teil jener Natur, die später seinem Wirken die Durchschlagskraft gab.

Mut war in Churchills Augen die erste Eigenschaft eines Menschen. Er glaubte, daß sie alle übrigen garantiere. Es gibt aber sehr verschiedene Arten von Mut: Den des Handelns und den des Erduldens, körperlichen und geistigen Mut — Mut nicht nur den großen Gefahren, sondern auch den kleinen Widrigkeiten des Daseins gegenüber. Churchill nun war unerschrocken im Angehen von Hindernissen, physisch mutig bis zur Grenze der Unvernunft.

Zugleich besaß er die davon völlig unabhängige seltene Zivilcourage. Schon als Schuljunge bewies er das, wenn er etwa vor seinen spöttisch zuschauenden Kameraden seiner zärtlich geliebten, altmodischen Kinderfrau um den Hals fiel. Sobald Churchill einmal etwas für richtig hielt zu tun, war es ihm gleichgültig, was andere darüber denken mochten. Auch diese Eigenschaft war wichtig für seinen späteren Lebenskampf, denn ein solcher Mensch wird immer die Diktatur hassen, die die Zivilcourage zertritt.

Churchill war ein miserabler Schüler. Als Heranwachsender hatte er viel unter der grausamen Strenge unberufener Pädagogen zu leiden. Später schrieb er diesen frühen Erfahrungen jenes Härteelement in der Legierung seines Charakters zu, ohne das es keine großen Taten gibt. Aber damals dachte wohl niemand für ihn an eine Zukunft großer Taten.

Nur stockend bewegte er sich vorwärts, auf so holpriger Bahn, daß sein Vater keine andere Wahl für ihn sah als den Soldatenberuf. Zu den klassischen Studien wurde er auf der Schule erst gar nicht zugelassen. Alles, was er erlernte, war das militärische Handwerk und, neben einer gewissen Kenntnis der Geschichte, die Meisterung der englischen Sprache. Für die brachte er allerdings eine besondere Begabung auf. Er beherrschte die reichen Möglichkeiten seiner Muttersprache bis zu einem solchen Grade, daß er zu den großen englischen Autoren gerechnet werden muß. Wichtiger war noch, daß sein Verhältnis zum Wort ihm die Waffe verschaffte, die in seinem Arsenal einmal die entscheidende werden sollte.

Mit 21 Jahren wurde Churchill Offizier. Jetzt brach die lang unterdrückte Lebenslust wie ein Jubel aus ihm hervor. Jahre folgten, deren Glanz und Freude noch aus seinen Jugenderinnerungen strahlen. Es war die frische, bunte, sehr bevorzugte Existenz, wie sie ein Kavallerieleutnant aus großem Haus in der Weite des britischen Weltreiches damals führen konnte. Zugleich war es das erste Zusichselberkommen eines ungewöhnlichen Menschen. — In einer Zeit, in der es keine großen Kriege gab, brachte es Churchill, der sich so leicht nicht etwas entgehen ließ, fertig, fünf abenteuerliche Feldzüge in verschiedenen Erdteilen mitzumachen. Zugleich verschaffte er sich einen frühen Ruf als Kriegsberichterstatter, machte sich durch unbekümmerte Kritik an hohen Vorgesetzten mißliebig und setzte schließlich im Burenkrieg seiner Popularität durch eine tolle Flucht aus der Gefangenschaft die Krone auf.

In Indien nutzte er die heißen Mittagsstunden nach leichtem Dienst und leidenschaftlich betriebenem Polospiel zu ernstem Studium, las Platon, Aristoteles, Schopenhauer, Darwin, Macaulay, Gibbon. Die großen Männer eröffneten ihm eine neue Welt, und von da ab blieb er mit ihr vertraut, obwohl der Autodidakt nie das Innere einer Universität gesehen hat, es sei denn später zur Entgegennahme von Ehrendoktoren. Damals hat er auch einen Roman geschrieben, in seinen eigenen Augen keinen sehr guten, der, von heute aus gesehen, wie eine Ahnung seiner künftigen Bestimmung anmutet. Mit 25 Jahren nahm er seinen Abschied als Soldat. Wenn die Armee seine erste große Schule gewesen war, das Unterhaus wurde seine zweite.

Es gibt eine Aufnahme, die Churchill nach dem Bombenangriff zeigt, der im Zweiten Weltkrieg das Unterhaus zerstörte: Wie er zwischen den Trümmern steht und vor sich hinstarrt — voll Trauer — in ingrimmiger Entschlossenheit. Hier hat er seine politischen Sporen verdient, hier hat er mittun dürfen, wenn um die Lösung der großen Probleme des britischen Weltreichs gerungen wurde. Hier war die Plattform, von der aus er zu seinem Volk, später zu der Welt gesprochen hat. Aber das Unterhaus bedeutete noch mehr für ihn: «In erster Linie bin ich ein Mann des Unterhauses», so sagte noch der Ministerpräsident. Das Unterhaus ist die uralte, ehrfurchtgebietende Institution, die dem politischen Wollen die strenge Regel gibt.

Für Churchills explosive und selbstherrliche Natur war es nicht immer leicht, sich zu fügen. Aber er empfand vor dem Unterhaus den gleichen Respekt, der für seine Vorfahren wie für seinen Vater selbstverständlich war. Es war für ihn die Verkörperung der englischen Überlieferungen, «die Grundlage der Selbsterhaltung der englischen Nation». In den stürmischen Zeiten des Zweiten Weltkrieges, wenn einmal die Versuchung nahe lag, eigenmächtig zu handeln, genügte es, ihn daran zu erinnern, daß England keinen «Führer» brauche, sondern die Wahrung seiner Grundprinzipien. Und Churchill rief sich zur Räson.

Die Grundprinzipien sind bekannt. Es ist die Verbindung von Freiheit und Recht, die einer frühen, noch rauhen Zeit abgerungen, die englische Verfassung zum Vorbild der westlichen Welt gemacht hat. England wird nur bleiben, was es ist, wenn es diese Prinzipien wahrt — das war für Churchill eine Überzeugung von fast religiöser Feierlichkeit. Doppelt eindrucksvoll bei einem Mann, der in seiner Gesamterscheinung so wenig feierlich war. Denn der ernsten Seite in Churchill — dem schweren Gefühl der Verantwortung, das den Staatsmann prägt — gesellte sich originellerweise eine ganz andere, zu der er unvermittelt übergehen konnte: Eine lachende, ja verschmitzt vor sich hinkichernde. Es war die Daseinsfreude eines großen Jungen, die noch dem alten Mann seinen Charme gibt — eine spitzbübische Aufgelegtheit zu allen möglichen Possen, ein Mutterwitz, der nur auf seine Gelegenheit wartet. Ein so

aus dem vollen schöpfender Mensch kann nicht anders als im Element der Freiheit leben.

Zugleich aber brauchte diese gesunde Natur den Widerstand, den das Recht ihr bietet, und bejahte ihn. In den totalitären Diktaturen gibt es weder Freiheit noch Recht. Ihr Aufkommen bedeutete daher für Churchill mehr als nur eine machtpolitische Bedrohung. Es ist eine Bedrohung der Prinzipien, auf denen England ruht und aus denen er selber lebte.

Nun aber ergibt sich eine große Schwierigkeit. Die Demokratie, eben weil sie die Freiheit respektiert und durch das Recht gebunden ist, arbeitet sehr viel schwerfälliger als die totalitäre Diktatur, die sich um nichts zu kümmern braucht. An einer Demokratie wie der englischen hängt das ganze Gewicht ihrer Tradition. Die totalitäre Diktatur aber gehorcht nur der Forderung des Augenblicks, und er wirft ihr dann auch den raschen Gewinn zu. Dieser Vorteil könnte dadurch einen gewissen Ausgleich finden, daß die Demokratie Kräfte des freien Menschen aufrufen kann, die durch die Diktatur vergewaltigt werden. Aber auch hier gibt es ein Problem. Es ist lange her, daß die Engländer sich ihre Rechte und ihre Freiheit erstritten haben. Und der großartige Impuls, dem sie diese Errungenschaften verdanken, ist nicht mehr in der alten Stärke da. Er regt sich — dann allerdings mit furchtgebietender Kraft — im Moment der höchsten Gefahr. Aber er regt sich zu spät, und er läßt zu früh nach, dann nämlich, wenn die Gefahr vorüber scheint, in Wahrheit aber noch nicht vorüber ist. Das ist das Dilemma, dem Churchill immer wieder begegnete. Die Demokraten müßten so durch und durch Demokraten sein, wie die Diktatoren Diktatoren sind. Aber da fehlt viel daran. Churchill bildete die große Ausnahme.

Lenin — Der Funke der russischen Revolution wird nicht ausgetreten

Wie sehr das seine Stärke war, aber auch welche Ausnahme diese Stärke bedeutete, zeigte sich, als er zum ersten Male mit einer Diktatur zu tun hatte: mit dem Rußland Lenins. Die Situation war folgende: Der Erste Weltkrieg ist gerade zu Ende. Die Siegermächte würden sich gerne dem Gefühl der Entspannung hingeben. Aber da sind noch viele Probleme. Und unter anderem ist da ganz fern in dem unseligen, von den Deutschen zerschlagenen, von Europa abgespaltenen Rußland die bolschewistische Revolution. Ein paar radikale Intellektuelle schicken sich an, von da aus Weltgeschichte zu machen. Die Großmächte fühlen sich in ihrem Interesse nicht allzu sehr berührt, wenn auch etwas unbehaglich. Es ist so eine winzige Minorität: Einige verbissene Fanatiker, ganz außer Zusammenhang mit der dumpfen, gottergebenen, bäuerlichen Masse. Nichts, was sie hinter sich hätten, und alles, worauf sie sich verlassen können — in dem riesigen, gärenden Lande unter den bedrängtesten Um-

ständen: ihr schon an Wahnwitz grenzendes Vertrauen auf eine kommunistische Menschheitszukunft — ihre grausame Entschlossenheit, mit allen Mitteln auf diese Zukunft hinzuarbeiten — und das Bewußtsein, daß sie in dem allgemeinen Chaos die einzigen sind, die genau wissen, was sie wollen. Die Gegenwehr, die sie finden, ist unzulänglich. Die Westmächte haben zwar noch auf russischem Boden Streitkräfte zum Schutz ihrer Interessen zurückgelassen. Sie unterstützen die Truppen des ehemals verbündeten Zaren in ihrem Kampf — wohl auch aus einer Art von Anstandspflicht und gerade mit dem Maß an Schwung, mit dem eben Anstandspflichten erfüllt werden. Wohl sähen auch sie die Bolschewisten lieber nicht an der Macht. Aber als die Schwierigkeiten ernsthafter werden, verlieren sie jede Lust. Das Pendel wird schließlich schon von selbst in die natürliche Lage zurückschwingen.

Sah niemand die Gefahr? Doch, Churchill sah sie. Er haßte den Bolschewismus, und er fürchtete Lenin wie die Pest. Aber wie weit ging seine Macht, etwas auszurichten? Er gehörte als Kriegsminister zum Kabinett — ein führender, aber nicht der erste Mann. Nachdem wir ihn als Abgeordneten verlassen haben, hat er einige der höchsten Ämter bekleidet. 45 Jahre alt hat er schon viele politische Wellenberge und Wellentäler hinter sich, große Taten und Fehlschläge; die rechtzeitige Mobilisierung der englischen Flotte zu Beginn des Ersten Weltkrieges, den genialen Plan und die unverschuldete Niederlage von Gallipoli, seinen Sturz und seine Wiederkehr, seine erfolgreichen Anstrengungen als Munitionsminister, seinen Anteil an der Entwicklung der Tanks und der Luftwaffe, alles in allem einen gewichtigen Beitrag zum Siege. Er war ein Mann, der die Welt schon mehr als einmal aufhorchen ließ. Jetzt aber wird er sie nicht aufhorchen lassen. Wer will denn etwas von der Sache wissen? Nicht die amerikanischen Verbündeten, nicht die Ministerkollegen, das Unterhaus nicht und schon gar nicht die Masse des englischen Volkes. Unter den Arbeitern herrscht eher Sympathie für die Bolschewisten. Das geht so weit, daß die Gewerkschaften die Ladearbeiten für die Schiffe verweigern, die den Weißrussen zu Hilfe kommen sollen. «Laßt den Russen doch die Verfassung, die sie sich selber geben wollen.» Das ist die allgemeine Stimmung. Als ob es sich *darum* handle, als ob die russischen Bauern um jeden Preis Marxisten werden wollten, als ob ihnen nicht Gewalt angetan würde — Gewalt, die, wie Lenin mit brutaler Offenheit erklärte, «allein die großen Probleme im Leben der Völker lösen kann».

Churchill ist, wie auch bei anderen Gelegenheiten, der Meinung, daß wohlwollende Neutralität das letzte ist, womit man der Gewalt begegnen darf. Er sieht nicht nur die Gefahr für die Zukunft, auch die einmalige Chance des Moments. Er weist darauf hin, aber er kann sich nicht durchsetzen — und resigniert. Und doch brauchte es so wenig, um das Blatt zu wenden. Denn die Lage der Revolutionäre ist mehr als prekär. Wie Churchill es einmal in anderem Zusammenhang ausdrückt: «Ein wenig mehr Zeit, ein wenig mehr

Hilfe, ein wenig mehr Zuversicht, ein paar rechte Männer mehr und — der Segen der Vorsehung — ...alles wäre gut.» Der Segen der Vorsehung bleibt aus. Die weißrussischen Truppen wie die der Verbündeten tun auch wenig dazu, ihn zu verdienen. Durch unverantwortliche Rücksichtslosigkeit und frechen Übermut treiben sie die unglückliche Bevölkerung genau so in die Arme Lenins, wie Hitler sie später in die Arme Stalins treiben wird. Es ist ein verzweiflungsvoller Gedanke, daß ein winziger Bruchteil der Mühen, der Opfer, des angestrengten Nachdenkens, die später nötig sein werden, um die schlimmsten Folgen da oder dort um ein weniges zu mildern, genügt hätten, das ganze Unheil von Anbeginn zu verhüten. Hätte man Lenin beizeiten gefürchtet, man hätte Hitler und Stalin nicht zu fürchten brauchen. Ohne Lenin kein Hitler, ohne Hitler kein Stalin im Herzen Europas. Ein Diktator bahnt dem andern den Weg. Und keiner von ihnen hätte seinen Weg machen können, wenn man ihn beizeiten gefürchtet hätte.

Das ist eine Lektion, die der Welt immer wieder vorgelegt wird. Sie lernt sie nicht.

Hitler — Churchill rettet England

Churchill aber, der für seine Person so mutige, kennt vielleicht eben deshalb die schaudervolle Ahnung nahenden Unheils für das Ganze. Unrecht und Torheit des Versailler Vertrages machen ihm frühzeitig Sorge. Er sieht nichts Gutes daraus erwachsen. Immer wieder rät er, Deutschland aufzurichten und die Deutschen zu befrieden, vor allem aber — das vor allem — nicht abzurüsten, ehe die Besiegten befriedet sind. Vergeblich. Nach all den furchtbaren Erfahrungen hat sich in England so etwas erhoben wie eine Hochflut des guten Willens. Aber von keiner Einsicht regiert, verlassen vom Instinkt der Selbsterhaltung und so fürchterlich in den Folgen, wie es der unberatene gute Wille leicht ist. Keine nüchterne Einschätzung der schwierigen politischen Ordnungsprobleme, geschweige denn jene souveräne Meisterung, die in diesem überaus kritischen Weltmoment notwendig wäre. Stattdessen Wunschträume, Menschheitsbeglückungsphrasen und, da man auch Taten sehen lassen will: Abrüstung. Abrüstung bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit. Unterdessen rüsten die Deutschen auf, und Hitler kommt.

Nun sollte man glauben, daß ein Mann wie Churchill, kraftvoll und sicher, wie er zu reagieren pflegt, Hitler auf einen Blick durchschaut hätte. Merkwürdigerweise ist das nicht der Fall. Eine Schwäche Churchills tritt hier hervor, die ein Freund einmal mit den Worten gekennzeichnet hat: «Winston ist zuweilen geneigt, eine Seifenblase für eine große Woge zu halten.» Naiv, immer bereit, zu staunen und zu bewundern, hat Churchill sich zunächst von dem triumphalen Aufstieg des deutschen Diktators blenden lassen. Hinter Hitler

stand ja nicht wie hinter Lenin ein ganzes durchdachtes System. Es schien sich nur um das Emporsteigen eines einzelnen Gewalthabers zu handeln. Hätte Churchill Hitler je persönlich gegenübergestanden, wäre er dem unsicheren Blick begegnet, hätte er die eigentümlich weiche und schlaffe Hand in der seinen gehalten — sein Instinkt hätte ihn gewarnt, oder — hätte er sich wenigstens besser auf das Deutsche verstanden —, sein Gefühl für Sprache hätte ihn das Unechte, Verkrampfte in Hitlers Reden empfinden lassen. So aber war es schwierig für ihn, sich aus dem menschlichen und geistigen Klima, an das er wie selbstverständlich gewöhnt war, in die Atmosphäre eines Hitler zu versetzen. Und er hat einfach nie den Dunst der Niedrigkeit herausgespürt, der über allem lag, was Hitler sagte und tat. — Ganz unbesehen stellte er den Mann in Zusammenhänge, mit denen er gar nichts zu tun hatte. Was Haß war, Rachsucht, maßloser Geltungstrieb eines Menschen, dessen Selbstgefühl in früher Jugend tödlich verletzt worden war, erschien ihm als feurige Aufwallung des Patriotismus. Und die «jagende Hysterie», die Hitler sich selbst als Verdienst anrechnete, war für ihn der Ausdruck vitaler Energien. Der politische Taschenspieler erinnerte ihn an die großen Täter der Geschichte, die für ihre Ziele Verbrechen in Kauf genommen haben. Und er maß ihn an diesen Ausnahmegestalten. Im Jahre 1935 hat Churchill ein Essay über Hitler geschrieben, in dem er Züge von Aufrichtigkeit und Mäßigung «neuerdings» glaubte feststellen zu können und eine weitere Entwicklung zum Heile des deutschen Volkes und der Menschheit für durchaus im Rahmen des Möglichen hielt.

Bei allem Vorbehalt sprach er von ihm mit unverhohlener Bewunderung. Aber der gleiche Churchill hat einmal in einem anderen Essay sehr klar ausgeführt, wie schlimm es sei, daß heute nicht die größeren Qualitäten, sondern die Tricks die Menschen in die Höhe bringen. Es liegt hier das merkwürdige Phänomen vor, daß ein Mensch weiß und zu gleicher Zeit nicht realisiert, daß er die prinzipielle Einsicht hat, aber nicht bis zur speziellen Nutzanwendung gelangt. Stalin gegenüber sollte sich der gleiche Fall wiederholen.

Churchills Irrtum konnte nicht lange dauern. Dafür setzte sich Hitler in den nächsten Jahren zu eindeutig über alle Spielregeln hinweg, auf denen das Zusammenleben der Menschen beruht. Freilich, der erste Überfall, der auf ein friedliches Land verübt wurde, ging nicht von dem deutschen, sondern von dem italienischen Diktator aus. Die Welt zuckte zusammen. Aber der Widerstand, den Mussolini fand, war so schwächlich, daß er eher einer Ermutigung gleichkam. Wie von ihm nicht anders zu erwarten, forderte Churchill mit Nachdruck Gegenmaßnahmen, die mehr wären als kraftlose Gesten. Und wie von der Umwelt nicht anders zu erwarten, umsonst. Was Churchill unter anderem verlangte, war die Sperrung der für Italien lebensnotwendigen Ölzufuhr. Was gesperrt wurde, war die Zufuhr von Aluminium, von dem Italien mehr als genug besaß. Erstaunlich ist, daß Churchill trotz anfänglicher Anerkennung den immerhin bedeutenderen Mussolini weit unter Hitler stellte. Als der

Duce 1940 an Hitlers Seite in den Krieg eintrat, um sich noch rasch einen Beuteanteil zu sichern, nannte Churchill ihn hinfort nur den Schakal. Tief verachtet blieb er aber für ihn immer nur eine Randfigur.

Von Hitler sprach Churchill in den späteren Jahren zwar als von einem verruchten Menschen, aber er blieb für ihn der Mann «einer Vision, und sei es auch nur einer verzerrten», und ein Mann «großer Impulse, und sei es auch nur zum Bösen hin». Alles in allem ist er nicht ganz davon losgekommen, Hitler in dämonischer Überhöhung zu sehen.

Doch die Gefahr, die von ihm ausging, hatte er schon zu einer Zeit klar erkannt, in der es ein leichtes gewesen wäre, mit ihr fertig zu werden. Nur wollte das Unglück, daß Churchill von 1929 bis 1939 ohne Amt war. Durch seine Opposition gegenüber der offiziellen Indienpolitik, vielleicht auch durch taktische Fehler, hatte er sich mehr und mehr isoliert, und die letzte Chance wurde durch seine Haltung in der Abdankungskrise zerstört. Die Heirat Eduards mit Mrs. Simpson kann sich auch insofern verhängnisvoll ausgewirkt haben. Winston Churchill zehn Jahre früher an der Spitze Englands — und die Weltgeschichte wäre anders verlaufen. Stattdessen blieb ihm nur übrig, wie er bitter bemerkte, «von einem guten Platz aus zuzusehen», wie die Dinge einen schlimmen Gang nahmen.

Hitlers Gewaltpolitik trat immer drohender hervor. Aber Churchills Beschwörungen prallten wirkungslos an der allgemeinen Unbekümmertheit ab. Ernstlich herrschte die Meinung, daß England keines erhöhten Schutzes bedürfe. Etwa aufkommende Sorgen warf man getrost auf den Völkerbund und erwartete von dem schwachen menschlichen Gebilde wie von einer göttlichen Macht, daß es alles zum Besten wenden werde. Aufrüstung war in den Augen der meisten überflüssig — mit dem Geist des Völkerbundes unverträglich —, und sie war auch teuer. Was an finanziellen Mitteln aufzubringen war, sollte möglichst dem sozialen Sektor zukommen. In der Tat lagen dort noch große und dringende Aufgaben. Doch machte sich auch seit langem, schon seit dem Anfang des Jahrhunderts, eine immer wachsende Tendenz geltend, die inneren Probleme über die äußeren zu stellen. Hier rächten sich die Sünden der viktorianischen Ära. Zwar hatte sich in jener blühenden Zeit der Lebensstandard des englischen Arbeiters bei wachsender Bevölkerung um ein Mehrfaches gehoben. Aber man hatte nicht verstanden, die breiten Massen anzusprechen. Und die großen Herren hatten sich im einzelnen zu wenig um noch fortdauernde Übelstände gekümmert, auch wenn sie schlimm waren. Eine Gegenreaktion war nur zu natürlich. Und unter der Führung der Fabier erhob sich eine Bewegung zugunsten der arbeitenden Klasse, die bald die öffentliche Meinung fast in ihrer ganzen Breite für sich gewann. Nicht die Wahrung der britischen Weltmacht — die Bekämpfung der Armut war jetzt das Anliegen, für das die besten Kräfte aufgerufen wurden. «Armut ist das schlimmste der Übel», so verkündete im Namen der Fabier Bernhard Shaw. Sie war für ihn

die eigentliche Schande des Menschengeschlechts, gleichbedeutend mit schmutziger Erniedrigung. Hassenswert war nicht nur jener Grad von Armut, der in der Tat des Menschen unwürdig ist, sondern auch schon die bloße Dürftigkeit, deren Behebung wünschenswert ist, aber nur ein Ziel unter anderen sein kann. Diese anderen Ziele wurden an den Rand des Blickfeldes gedrängt. Erhöhung des Lebensstandards trat damit an die Stelle, an der in diesem weltpolitischen Augenblick die Sicherung der Freiheit hätte stehen sollen.

Und man sah nicht, wie böse das heraufziehende Unheil sich gerade auf die breiten Massen auswirken mußte.

Der Zug dieser Entwicklung war so stark, daß Churchill nicht dagegen aufkommen konnte. Zeitweilig war er jeden Einflusses bar. Müßig aber war er in jenen langen Jahren nicht. Er schrieb viel. Er wandte sich der Geschichte zu, und im Umgang mit ihr gewann er Einsichten, die ihm später als Staatsmann zustatten kommen sollten. Nachdem schon früher seine Memoiren aus der Zeit des Ersten Weltkrieges erschienen waren, entstand jetzt seine monumentale Arbeit über Marlborough, ein Standardwerk moderner Geschichtsschreibung. Viel von seinen eigenen Empfindungen ist in das Buch eingegangen, das das Schicksal eines Mannes darstellt, dem es, wie ihm, verwehrt wird, in entscheidender Stunde so einzugreifen, wie ihn sein Genius heißt und wie es das Lebensinteresse seines Volkes erfordert. — Die Darstellung jener Epoche gibt ihm aber auch Gelegenheit, seinen Zeitgenossen den Spiegel vorzuhalten. Bei all ihren Fehlern scheinen ihm die Menschen der früheren Zeit mehr Ernst und Kraft gezeigt zu haben. Die Religion habe für sie noch eine Bedeutung gehabt, wie man sie heute dem Sport einräume. Und so erstaunlich es sei, ihr primitives System habe mehr große Staatsmänner und militärische Führer hervorgebracht, als die so vielfältig bemühte heutige Erziehung. Herannahende Gefahr für das Ganze habe das Volk mit früher Wachsamkeit gespürt, und — auf jeden Fall — so leichtsinnig und unwissend wie heute in Sachen der internationalen Politik sei man nicht gewesen.

Aber wie die Jahre hingingen und der Lauf der Ereignisse den Voraussagen Churchills mehr und mehr recht gab, fingen auch die Engländer an, aus ihrer politischen Indolenz aufzuwachen. Man begann aufzurüsten, nur viel zu spät und viel zu langsam. Ein Amt erhielt Churchill in diesem «goldenen Zeitalter der Mittelmäßigkeit» immer noch nicht. Aber er erschien doch schon vielen als der kommende Mann. Hitler witterte es und tat ihm die Ehre an, ihn vor allen übrigen Politikern herauszuheben, indem er ihn bei jeder Gelegenheit auf das unflätigste beschimpfte. Wenn Churchill jetzt sprach, dann konnte er seines Auditoriums sicher sein. Er glich einem großen Akteur, der, unter mittelmäßige Partner geraten, so spielt, daß es den Zuhörern den Atem verschlägt. Man sieht am Ende nur ihn, man hört nur ihn.

Noch aber ließ die entscheidende Wendung auf sich warten. Chamberlain setzte die ängstliche Politik fort, die den Gegner möglichst nicht reizen sollte

und nur dazu führte, daß er den letzten Respekt verlor. In den Herbsttagen 1938 mußte er sich selbst eingestehen, daß die Rüstung, zu der es England unter seiner Führung gebracht hatte, zu schwach war, um einer kraftvollen und entschiedenen Politik den notwendigen Rückhalt zu geben. Erschrocken eilte er dem anmaßenden Emporkömmling bis in den äußersten Winkel Deutschlands nach. Wie sich dann die Verhandlungen abspielten, dafür hat Churchill das bittere Gleichnis gefunden: «Der Diktator verzichtete darauf, die Speisen vom Tisch zu rauben und begnügte sich damit, sie sich Gang für Gang servieren zu lassen.» Das Münchner Abkommen kam zustande.

Triumphierend schwenkte Chamberlain das Papier mit der Unterschrift Hitlers, als er nach der Rückkehr das Flugzeug verließ, überzeugt, «einen Frieden mit Ehren» heimgebracht zu haben. Und mit einem jauchzenden Ausbruch der Begeisterung empfing ihn die Nation. In diese freudenstrahlenden Gesichter hinein wagte Churchill als Redner im Unterhaus die Feststellung der furchtbaren Niederlage, die England erlitten habe, und die Voraussage böser Zeiten. Hitler werde sein Wort nicht halten, der Friede sei in keiner Weise gesichert, alles, was man gewonnen habe, sei ein höchst zweifelhafter Aufschub. Und was habe man dafür geopfert! Schweigend, gebrochen und verlassen sänke die Tschechoslowakei in die Dunkelheit.

Alles kam wie vorhergesagt. Hitler setzte sich über die Abmachungen hinweg. Die Tschechoslowakei wurde einverleibt. Man mußte sich auf weitere Gewalttaten, am Ende auf Krieg gefaßt machen. Der Aufschub kam auch nicht England zugute, sondern Hitler. Bei Kriegsausbruch stellte sich heraus, daß Hitler einen noch größeren Vorsprung in der Rüstung gewonnen hatte als zur Zeit des Münchner Abkommens; zumal er jetzt noch über das ausgezeichnete Waffenarsenal der Tschechoslowakei verfügte.

In zwölfter Stunde hatte Chamberlain noch verzweifelt versucht, zu retten, was zu retten war. Aber seine ganze Haltung hatte in Hitler den festen Glauben erweckt, daß England, trotz der Garantie an Polen, nicht ernst machen würde. Der Pakt mit Stalin — für jeden der beiden Partner eine Wendung um 180 Grad, wie sie nur unter Diktatoren möglich ist — verschaffte ihm die nötige Rückendeckung. Er überfiel Polen. Der Zweite Weltkrieg war da. England und Frankreich waren zwar entschlossen, zu ihrem Wort zu stehen, aber nicht dazu, sofort in die Kämpfe einzugreifen. Das Bewußtsein ihrer militärischen Schwäche drückte sie stärker nieder als nötig. Sie ließen sich einmal mehr bluffen und erlaubten Hitler, den Feldzug gegen Polen ganz ungestört durchzuführen, während der Westen Deutschlands zu gleicher Zeit schutzlos jedem Angriff preisgegeben war. Churchill wurde bei Kriegsausbruch Marineminister, aber Chamberlain hielt sich noch ein halbes Jahr am Ruder. Und erst als die Hiobsposten aus Norwegen, Holland, Frankreich sich überstürzten, sandte der König nach Churchill und berief ihn in das höchste Amt.

Es war die Stunde, die Prüfung, auf die er glaubte, ein ganzes Leben lang gewartet zu haben. Ihm schien, als ob das Schicksal ihm unsichtbar zur Seite schritte. Schon in den letzten Jahren der schweren Sorgen und des unentwegten, scheinbar aussichtslosen Kampfes hatte er begonnen, über sich hinauszuwachsen. Jetzt stand er in voller Größe da. Seine Reden, vom Bewußtsein der Stunde durchdrungen, ergriffen die Menschen einer Nation, der er nichts als Blut, Mühe, Tränen und Schweiß zu versprechen hatte. Und er riß sie mit sich fort durch jene Kraft des Herzens, neben der in solchen Augenblicken nichts anderes zählt, nicht die Verfeinerungen des Intellekts, auch nicht die Anstrengungen des bloßen Willens.

Die Situation war ernst. Aber unter Churchills Führung und angesichts so großer Gefahr entwickelten sich die verborgenen Kräfte des englischen Volkes zum Staunen. In heroischem Einsatz und unter schweren Opfern wurde es möglich, die englische Armee aus Dünkirchen zurückzuziehen. Die Luftschlacht über England wurde gewonnen.

Alles schöpfte frischen Mut, als es Churchill auch noch gelang, die Unterstützung des amerikanischen Präsidenten zu gewinnen. Zwischen beiden Männern herrschte von Anfang an eine natürliche Sympathie. Roosevelt war ein ebenso großer Herr, ein ebenso fortreißendes Temperament, eine ebenso starke Energie wie Churchill, aber ohne dessen durchgebildete Geistigkeit. Seinem Lande und der Sache der Freiheit war er nicht weniger ergeben. Ohne Roosevelts Beistand, ohne das Leih- und Pachtgesetz, das er durchsetzte, ohne Amerikas schließlichen Beitritt in den Krieg wäre England verloren gewesen. Churchill wußte es und vergalt es mit einer Dankbarkeit, die ihn mitunter daran verhindern sollte, Roosevelt auch in entscheidenden Fragen mit dem nötigen Nachdruck zu widersprechen. Ohnedies lag auf der Seite des amerikanischen Präsidenten ein Übergewicht an Macht, das mehr als einmal gegen Churchills besseres Argument den Ausschlag gab.

Stalin — Im Kampf wird der Sinn des Kampfes verdunkelt

Kritisch blieb die Lage immer noch. Durch seinen Überfall auf Rußland sorgte Hitler aber dafür, daß England in seiner Bedrängnis noch einen weiteren Bundesgenossen erhielt: Stalin. Er war ein Bundesgenosse, der, je mehr die Zeit fortschritt, eine ganz unerwartete Kraft des hartnäckigsten Widerstandes an den Tag legte. Er erschien Churchill wie ein Bote des Himmels.

Nun muß man sich aber vorstellen, wie Churchill gegenüber Stalin empfunden hatte, und nicht nur empfunden — was er öffentlich erklärt und niedergeschrieben hatte. Kein Zweifel konnte aufkommen, daß er sich nicht die mindesten Illusionen über die in Rußland herrschenden Zustände machte: Über die Vergewaltigung der Freiheit — über den Geist der Lüge —, über die der

Bevölkerung aufgezwungenen Entbehrungen. Churchill hatte erklärt, daß Stalin Trotzki an Witz zwar nicht gleichkäme, wohl aber an Zahl der Verbrechen. Er hatte geschildert, wieviel Todesurteile, wieviel Haftbefehle er schon am Morgen erledigt habe, ehe er, in überquellender Kameradschaftlichkeit, etwa Gästen wie Bernhard Shaw entgegeneile. Vor allem aber war ihm etwas klar geworden — was dem Vorstellungskreis Roosevelts durchaus fern lag —, daß man es hier nicht mit einem Mann als solchem zu tun habe, sondern mit dem Repräsentanten eines raffiniert durchdachten, rücksichtslosen Machtsystems — daß der herrschende Fanatismus keine Basis der Kommunikation mit Andersgesinnten zulassen, keine Treue und keinen Glauben — und daß demgegenüber argloses Entgegenkommen mit Sicherheit den eigenen Ruin bedeute. Aber wo waren jetzt alle diese Vorstellungen geblieben?

Von konservativen Freunden darüber zur Rede gestellt, erwiderte Churchill, daß er unter dem Zwang der Kriegsumstände sogar in die Hölle hinabsteigen würde, um dem Teufel Komplimente zu machen. Aber Stalin hatte aufgehört, für ihn ein Teufel zu sein. Was zynisch klang, war in Wahrheit kein Zynismus, eher eine naive Großherzigkeit und Unbedachtheit — ein Handeln, in Gottes Namen, ohne allzu genau hinzuschauen, wie es der Wirbelsturm seines Daseins mit sich brachte. Er vergaß, er wollte nicht wahr haben, obwohl ein dunkler Argwohn im Innern sich nie ganz zum Schweigen bringen ließ. Gewollt oder ungewollt war Stalin ein Retter. Die Freude war zu groß, um den Groll aufrechtzuerhalten. Churchill konnte sein Herz nicht teilen.

Auch schien sich Stalin bei näherem Kennenlernen nicht als der Schlimmste zu erweisen. Er imponierte durch seine schwere Ruhe und die eigentümliche Undurchdringlichkeit eines Mannes, den harte Erfahrungen gelehrt hatten, sich tief in sich zurückzuziehen. Eine bäuerische, ja fast brigantenhafte Verschlagenheit war wohl zu ahnen. Aber seine große Sachlichkeit verdeckte die kalte wie selbstverständliche Grausamkeit und auch eine gelegentliche Rachsucht. Stalin gab sich als schlichten Mann. Es lag ihm fern, irgend jemandem gefallen zu wollen. Aber er hatte einen gewissen Humor, was Churchill zu schätzen wußte. Stalin brauchte immer nur wenige Argumente, die ihm aber völlig ausreichten. Eher hätte man einen Fels verrücken können, als ihn von einem dieser Argumente abbringen. Denn ein jedes gehörte zu dem rohgezimmerten, aber festen Bau seiner politischen Konzeption als ein tragendes Glied und konnte nicht geopfert werden. In einer Zeit, in der Unruhe und Hast die Zeichen des menschlichen Daseins sind, machte ihn seine kraftvolle Gelassenheit und die unbeirrte Ausrichtung auf genau ins Auge gefaßte, konkrete Ziele allen seinen Partnern überlegen. Und seine Ziele waren immer Ziele auf lange Sicht.

Churchill ist öfter mit Stalin zusammengetroffen und nicht wenige Male auch heftig mit ihm zusammengestoßen. Irgendwelche Scheu, Selbstzweifel, Rücksichten der Eitelkeit kamen bei solchen Anlässen bei keinem der beiden in Frage. Überliefert ist unter anderem, daß Stalin Churchill bei einem großen

Bankett durchaus die Gelegenheit zu einer erbetenen, sachlichen Aussprache verweigern wollte. Churchill habe wütend mit dem Zeigefinger vor Stalins Bauch hin und her gefuchtelt und mit sofortiger Abreise gedroht, worauf Stalin klein beigegeben habe. Prinzipieller war die Auseinandersetzung, als Stalin einmal ganz kühl den Vorschlag machte, 50 000 bis 100 000 deutsche Offiziere kurzerhand zu liquidieren. Churchill war außer sich, und Stalin ließ den Gegenstand fallen.

Die grundsätzliche Schwierigkeit lag darin, daß Churchill — nicht anders als Roosevelt — mit Stalin kooperieren mußte. Der Fehler aber war, daß sie mit ihm fraternisierten. Die Welt gewöhnte sich nach anfänglichem Staunen daran, Churchill und Roosevelt nun Arm in Arm mit dem russischen Diktator zu sehen. Und niemand zerbrach sich auf westlicher Seite den Kopf darüber, wie man sich notfalls einmal von dem trügerischen Bilde würde lösen können. Stalin dagegen konnte sich die unnatürliche Intimität wohl gefallen lassen, solange er auf den Beistand der Verbündeten dringend angewiesen war. Für den Diktator genügte ja ein Hebeldruck, um die Stimmung jederzeit in gewünschter Weise umzustellen, während die Demokratien Gefangene der von ihnen einmal erzeugten öffentlichen Meinung blieben.

So tief wie Roosevelt hat Churchill sich niemals auf Stalin und seine Sache eingelassen. Aber er schien doch zu sehr aus seinem Bewußtsein zu verdrängen, wo *er* im Grunde stand und wo *Stalin*. Er hatte den Diktatoren gegenüber eine andere Welt zu repräsentieren. Aber — und das war das außerordentlich Heikle seiner Lage — er konnte es nur, indem er sich mit dem einen Diktator gegen den anderen verbündete.

Auch im Verhältnis zu Hitler gelang es ihm nicht — nur in ganz anderer Weise — an dem klaren Gegensatz der beiden Welten festzuhalten. Niemals hätte er sich in der Art der Kriegführung auf die Ebene eines Hitler begeben dürfen.

Es ist eine der traurigen Lehren der Geschichte, daß die Bekämpfer des Bösen nur zu leicht selbst vom Bösen infiziert werden. Die Gefahr ist groß, daß sie in ihrem Kampf die Methoden anwenden, die zu bekämpfen sie ausgezogen sind. Zuerst empfinden sie nur, daß die Methoden fluchwürdig, später, daß sie immerhin wirksam und am Ende, daß sie unentbehrlich sind.

Churchill hatte ursprünglich den unbeschränkten Luftkrieg verabscheut. Als aber die deutsche Luftwaffe in rücksichtslosester Weise begann, Tod und Verderben auf die englische Insel herabzusenden, erhob sich im Volke eine Woge des Zorns, der Wut, der Rachsucht. Es erscholl nur eine Forderung: «Gib's ihm zurück, Winston», und Churchill mit zusammengebissenen Zähnen erwiderte: «Verlaßt euch darauf». — Auch er sah jetzt rot, und über Deutschland brach die Hölle los. Ziele ohne jede militärische Bedeutung wurden angegriffen. Unersetzliche Kulturwerte vernichtet, Hunderttausende von Menschen geopfert, die als Personen so wenig schuldig waren wie die unglücklichen

Opfer der Hitlerschen Luftangriffe, deren Anblick Churchill zur Raserei brachte. Einen realen Sinn hatte diese Art des Vorgehens nicht. Wie man sich von vornherein hätte denken können, ließen Hitler die Leiden seines Volkes gleichgültig. Das Volk aber wurde in seinem Widerstand nur verhärtet.

Die Gewöhnung an Entscheidungen von übermenschlichen Dimensionen stumpfte auf die Dauer das Verantwortungsgefühl so ab, daß für Churchill später auch ein so furchtbarer Entschluß wie die Anwendung der Atombombe gegenüber Japan nach seinem eigenen Eingeständnis keinen Augenblick zum Problem wurde.

Aber Churchill konnte leichtfertig handeln — gefühllos war er nicht. Als am D-Tag die zur Landung in der Normandie bestimmten Schiffe im strahlenden Sonnenschein — schimmernd — herrlich — bis zum Horizont vor seinen Augen lagen und die glückliche Kampfstimmung der ausziehenden Truppen mit dem ganzen Übermut der Jugend zu ihm emporschlug, überwältigte ihn der Gedanke, wie viele dieser frohen jungen Menschen nie zurückkehren würden, mit tiefer Bewegung. Doch er war und blieb ein Mensch des Augenblicks. Dreingreifen, Zupacken — nicht aber langes, zögerndes Abwägen aus großem Abstand, vorsichtiges Herantasten an die möglichen Absichten des Gegners, und schon gar nicht lauernder Argwohn waren seine Sache. Damit war er der gelassenen, lange zuwartenden Strategie Stalins unterlegen.

Wie Roosevelt wurde er von dem russischen Diktator mehr und mehr überspielt. Stalin war der einzige, der sich schon damals bestimmte Gedanken darüber machte, wie Europa nach dem Kriege aussehen sollte. In den Köpfen vieler Amerikaner spukten phantastische Vorstellungen — Träume eines zerstückelten, auf den Stand eines Bauernstaates zurückgedrängten Deutschland. Es muß freilich zu Ehren Churchills gesagt werden, daß er von vornherein die Gefahr sah, die darin liegen würde, ein hochzivilisiertes Volk in der Mitte Europas einem Dasein des Hungers und der Demütigung auszuliefern. Aber mit Stalin, der keine Gnade kannte, auf der einen und mit Roosevelt, der Stalin um keinen Preis verstimmen wollte, auf der anderen Seite hatte er einen schweren Stand.

Immerhin, wenn Churchill auch noch keine klare Konzeption des künftigen Europa vor Augen hatte, er war ein Mann politischer Ordnungsvorstellungen. Er wußte, wie verhängnisvoll es gewesen war, daß den Friedensstiftern nach dem Ersten Weltkriege ein solches Ordnungsdenken gefehlt hatte. Andererseits wußte er aber auch, daß ein Sturm der Entrüstung die siegreichen Staatsmänner damals hinweggefegt hätte, wenn sie gewagt hätten, der aufgereizten Volksleidenschaft die Beute streitig zu machen. Und er mußte jetzt selbst mit den Gefühlen der aufgebrachten Menschen in seinem eigenen Lande rechnen, die ihr Opfer haben wollten.

So standen die Dinge, als die großen Konferenzen der führenden Staatsmänner stattfanden. Die erhabenen Freiheitsgrundsätze der Atlantik-Charta

waren verkündet worden. Aber die Dinge entwickelten sich in ganz anderer Richtung. In Casablanca wurde in Abwesenheit Stalins, doch wohl auch mit Rücksicht auf ihn die Forderung der bedingungslosen Kapitulation beschlossen, die das deutsche Volk zu einem letzten verzweifelten Aufraffen veranlaßte. Die Konferenzen von Teheran und Jalta aber schufen die Voraussetzungen für die katastrophale Lage, in der Europa sich nach dem Zweiten Weltkrieg befindet. Und um das Unglück voll zu machen, wurde in Jalta noch für die Machterweiterung des Kommunismus in Ostasien der Grund gelegt — ein Vorgang, mit dem allerdings Churchill nichts zu tun hatte. Waren die Abmachungen als solche schon schlimm, noch schlimmer war, wie die Zukunft sehr bald lehren sollte, der Mangel an Vorkehrungen gegen ihren Mißbrauch.

Stalin konnte mit dem Ergebnis zufrieden sein. Begeistert aber waren vor allem die Amerikaner. Alle Welt fühlte sich erleichtert. Das englische Parlament sprach den Verträgen seine einstimmige Billigung aus. Welche Empfindungen mögen Churchill beseelt haben? Er hatte in den einzelnen Phasen der Verhandlungen seine schweren Bedenken angemeldet. Aber Stalin war unerschütterlich. Und Roosevelt war es in seiner Weise auch. Bei allem Wohlwollen für Churchill, schien ihm die Zukunft Amerika und Rußland zu gehören, und er erhoffte sich von der Einigung mit Stalin eine dauernde Friedensordnung für die ganze Welt. Die Schwäche seiner Position erkennend hat Churchill schließlich wohl oder übel seinen Teil an Verantwortung übernommen und seine Unterschrift unter die Verträge gesetzt. Hätte er sie verweigern können? Wäre es möglich gewesen, das seinem alten Freunde, dem Wohltäter des englischen Volkes, dem soviel mächtigeren, dem damals schon schwer kranken Roosevelt anzutun? Hätte das englische Volk das verstanden?

Churchill hat einmal ein Wort Alexanders des Großen zitiert, der gesagt haben soll, die Asiaten seien Sklaven geworden, weil sie nicht verstanden hätten, das eine Wort «Nein» auszusprechen. Churchills Nein hätte in diesem Weltmoment wie ein Donnerschlag gewirkt. Aber hätte es einem großen Teil der Welt die Freiheit erhalten können? Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß niemand in dieser betörten Welt ein solches Nein verstanden hätte. Sein Sturz wäre damit besiegelt worden. Aber wäre es nicht besser gewesen, damals zu stürzen als einige Monate später, während der Konferenz von Potsdam, da doch der Sieg über Hitler schon feststand und er in der Zwischenzeit das andere Unheil nicht wenden konnte? — Nichts konnte er verhindern: nicht Stalins Verrat an den Verträgen von Jalta, die ihrer feierlichen gemeinsamen Verkündung auf dem Fuße folgte, nicht die Verweigerung freier Wahlen für Polen und damit die Unterjochung des Landes, für dessen Freiheit man in den Krieg gezogen war, nicht die unaufhaltsame Ausdehnung sowjetischer Macht nach Westen und die unbarmherzige Austreibung von Millionen Deutschen.

Es war Roosevelt erspart geblieben, das alles zu erleben. Churchills Schicksal war bitterer. Für ihn blieb mitten in dem glänzenden gemeinsamen Siege

Stalin gegenüber keine andere Möglichkeit als die des fruchtlosen Protestes. Und doch — so viel hätte nicht verloren zu gehen brauchen. Es gab während des letzten Vormarsches der alliierten Truppen einen Moment, in dem Berlin, Prag, Wien dem Zugriff des Ostens hätten entrissen werden können. Aber so dringend Churchills Vorstellungen waren, die Amerikaner gaben auf Trumans Weisung den Russen den Weg in das Herz Europas frei und räumten sogar das schon besetzte Thüringen, stolz darauf, ihre Abmachungen einzuhalten, während die Gegenseite sich längst über die Verträge hinweggesetzt hatte.

Noch einmal stand Churchill in Potsdam dem russischen Diktator gegenüber, diesmal mit Truman zusammen. Mitten in den entscheidenden Verhandlungen erreichte ihn die Nachricht, daß er nach einer vernichtenden Wahlniederlage von seinem Amt zurückzutreten habe. Verloren aber hatte er den Wahlkampf, weil er gegen die englischen Sozialisten, seine getreuen Stützen während der Kriegszeit, die schwere Beschuldigung erhoben hatte, Wegbereiter eines totalitären Zwangsstaates zu sein.

Der Haß gegen alles, was ihm in diese Richtung zu weisen schien, durch seine Erfahrung mit den Diktatoren noch vertieft, hatte ihn zu weit fortgerissen. Und das englische Volk verzieh ihm das nicht, so sehr es den Sieger noch eben umjubelt hatte.

Sein Sturz war ein furchtbarer Schlag für ihn. Aber er kämpfte unbeirrt weiter für ein geeintes und freies Europa. Und ein Jahr später hielt er vor den Amerikanern jene berühmte Rede in Fulton, in der er ganz offen und zu einer Zeit, als niemand das hören wollte, auf die furchtbare Gefahr hinwies, die das Rußland Stalins für die Welt bedeute, und von dem eisernen Vorhang sprach, der sich mitten in Europa niedergesenkt habe.

Stalin seinerseits beging den großen Fehler, ihm ungewollte Hilfestellung zu leisten. Durch seine Blockade Berlins und sein Vorgehen in Korea alarmierte er den Westen endgültig, und je mehr er die letzten Illusionen zerstörte, desto mehr wuchs Churchills Autorität. Im Jahre 1951 wurde Churchill wieder Ministerpräsident. Seine Linie blieb die gleiche, bis er sich in seinem 80. Jahre — eine schon legendäre Gestalt — in das Privatleben zurückzog. Er starb 1965. Unter den Lebenden ist niemand, der in dem, was uns alle angeht, die Kraft seiner Leidenschaft erreicht.

Der alte Mann hat einmal in einer unmutigen Stimmung einen jungen Abgeordneten gefragt, was ihn wohl nach dessen Meinung dazu habe verleiten können, an einem so undankbaren Geschäft wie der Politik festzuhalten. Die Antwort darauf hat er dann selbst erteilt: «Ehrgeiz in der Jugend. Später aber nichts als Ärger und Zorn, junger Mann — Ärger und Zorn!» Er konnte das nur sagen, weil er ein ganzes Leben lang gegen die Bedrohung der Freiheit zu kämpfen hatte.